

## V.

Leipzig. Weimar. Berlin. Liebe. Gipfelpunkt der  
Poesie und des Glücks. Meiningen. Koburg.

1797 — 1804.

Aus der fast ländlichen Stille und Verborgenheit des Höfer Lebens trat Jean Paul in Leipzig auf den Markt des literarischen Verkehrs, auf welchem bereits Aller Blicke nach ihm gerichtet waren. Die Störungen durch Besuche und Bekanntschaften scheinen nicht ohne Einfluß auf seine Thätigkeit gewesen zu sein; denn während dieses Aufenthaltes in Leipzig schrieb er nur die Palingenesien (vom Nov. 97 bis März 98), bekanntlich eine Wiedergeburt der Teufelspapiere, mit Zusätzen; besorgte einen Theil der zweiten Ausgabe des Hesperus und überarbeitete den ersten Band des Titan, dessen Erscheinen um so mehr von ihm verzögert wurde, als er ihn als seinen Haupt- und Kapitalroman im voraus bezeichnet hatte.

Zu seinen Bekannten in Leipzig, deren Häuser er besuchte, gehörte vor allen sein Lehrer in der Philosophie, Platner, sein Freund Friedr. v. Dertel, ferner Weiße, der Kinderfreund, bei dem er wie ein Kind aufgenommen war, Frege, Kummer u. a. m. Vornehmlich angenehme Stunden bereitete ihm Emilie v. Berlepsch, die in ihrem Landhaus in Gohlis ein eignes Arbeitszimmer für ihn eingerichtet hatte, das er gern benutzte, da sie (nach seinem Ausspruch) „die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche Seele“ war, die er je kannte. Unter den jüngern Leuten, die

sich an ihn angeschlossen, sehen wir einen sehr eigenthümlichen Character, einen Jüngling voll Feuer, Talent, Kenntniß und großer Herzensgüte: dieß war Paul Emil Thieriot, ein tüchtiger Philolog und ausgezeichnete Violinspieler, durch eine ursprüngliche Seelenbrüderschaft zu Jean Paul getrieben (dessen Handschrift sogar der seinigen zum Verwechseln ähnliche), und sein herzlichster Verehrer und Freund durch das ganze Leben. Leider hat dieser vorzügliche Mann die seinen Fähigkeiten entsprechende Laufbahn nicht gefunden und obwohl alle, die ihn gekannt, ihre Liebe ihm bewahrt haben auch über das Grab, so war doch die Stelle, die er vor demselben einnahm, weder sehr glänzend, noch sehr grün. Er starb am 20. Jan. 1831 als Vorstand einer Erziehungsanstalt in Wiesbaden.

Während Jean Paul sich so von Liebe und Achtung umringt und auf eine Höhe gestellt sah, zu der er selber emporzublicken von jeher gewohnt war, fühlte sein Herz nur um so dringender das Bedürfniß nach Menschen über ihm. Außer Herder lebte vornehmlich noch ein Mann, zu welchem ihn inbrünstige Verehrung und Dankbarkeit zog: das war Friedrich Heinrich Jacobi. Und so schrieb er an ihn am 13. Oct. 1798:

„Verehrtester Lehrer meines Innersten! So oft dieses in der Philosophie einen Feind antrifft, so denk' ich an Sie als an den königlichen Beschützer seines Glaubens und will mein Schreiben nicht länger verschieben . . . . Sie können aus meinen Werken nur wenig errathen, wieviel mein Herz und mein innerer Tag dem Ihrigen schuldig ist. Und wie mich die jegige fuga pleni, der transcendente Fohismus, der gern jeden Welten- und Kometenkern in einen Nebel zertreiben will, traurig und bekloffen macht: so erhebt mich wieder jedes

aufgespürte Gerücht irgend eines Werkes, das Sie der Aesthetie des Jahrhunderts entgegen setzen.

Jetzt, in diesem Wolfsmonat der Literatur, wo eine ästhetische (Schlegelsche) Erhebung über die Erhebung alles Positive unter Termen = Schnee vergräbt und wo man an der moralischen Welt, wie am Monde, nur die verglasete Seite sieht, indeß die abgekehrte — nach Kant aber nur beim Monde — Luft und Auen hat, da ist Ihre Dichtkunst und Ihre Philosophie gleichsam *Circenses et panis*, — uns unentbehrlich, nehmlich Ihre Fortsetzung derselben.

. . . . O Verehrtester! Schon dieses Schreiben erfrischt mich; wie würde mich Ihr Anblick erquicken, da doch der Traum des Vorbilderns erblasset vor dem Wachen der Gegenwart! — Verzeihen Sie mir den Ton, der von der Vertraulichkeit meines Herzens mit Ihren Schriften die feinige entlehnt. Ich wollte meinen Aufenthalt in Leipzig, gleichsam wie die Jahreszeit, mit einem magischen Nachsommer beschließen.

. . . . Wenn je meine Seele am Schlusse eines Briefs die herzlichsten Wünsche für ein fremdes Glück und Leben that, so ist es an diesem.“

Mit der Antwort, die Richter erhielt, war der Bund beider Männer für immer geschlossen. Gesehen haben sie sich freilich erst im J. 1812, allein ein inniger Austausch der Seeelen war ihnen darum nicht vorenthalten und ein eifriger Briefwechsel entschädigte Beide für die Ferne, in welche das Schicksal sie von einander gestellt. Jacobi antwortete:

„Seit anderthalb Jahren, mein innigst geliebter Jean Paul, — denn länger ist es nicht, daß ich mit Ihren Schriften eigentlich bekannt worden bin — hat mich der Gedanke, an Sie zu schreiben, der oft brennende Begierde war, nicht

verlassen. Noch jüngst in Dobberan, wo ich den ersten Theil Ihrer Palingenesien mit Entzücken las, war es nahe daran, daß ich mich nicht mehr gehalten hätte. Dessen was ich für Sie in und auf dem Herzen hatte, war zu viel, es war unendlich; dieß hemmte mich jedesmal . . . Wahrlich, mein lieber Jean Paul, es ist unendlich, was ich Ihnen zu sagen hätte von meinem Leben mit Ihnen in Ihren Schriften. Wie Sie die meinigen gelesen haben, ist mir wohl zu Herzen gegangen auf eine ganz eigne Weise im zweiten Theil des Siebenkäs, was Ihnen selbst vielleicht nicht so einleuchten mag. Ich verweise Sie an den Geist der Weissagung in Ihnen; wenn er Ihnen auch nicht genug sagt nach meinen Wünschen, so sagt er Ihnen doch mehr, als ich auszudrücken vermag, und als überhaupt sich ausdrücken läßt.“

Zu den Zerstreungen, die der Aufenthalt in Leipzig mit sich brachte, kamen auch noch kleine Reisen, zu denen sich manichfache Veranlassung fand. Heimweh führte ihn nach Hof, obwohl außer dem Grabhügel der Mutter und dem Händedruck seines Christian dort nicht viel war, was seiner Sehnsucht Flügel angelegt haben konnte. Ein Ausflug nach Halle und Halberstadt brachte ihn mit Reichardt (in Siebichenstein), mit Niemeyer und Lafontaine zusammen und führte ihn endlich auch an das biedere, warmliebende Herz des alten „Deutschmeisters“ Gleim. Mit Emilie v. Berlepsch reiste Jean Paul nach Dresden, und hier verlebte er — zwar nicht unter Menschen, obschon sie ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit aufnahmen; nicht durch die Reize der Umgebung, deren Schönheit sprüchwörtlich geworden ist, — in seiner Dichtersseele einen neuen gewaltigen Eindruck durch die Kunst.

„Ich will nichts ausheben, schreibt er an Otto, als den

Abgussaal, der sich gestern wie eine neue Welt in mich drängte und die alte halb erdrückte. Du trittst in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal, durch den zwei Alleen von Säulen laufen. Zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unsrer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der eines Gottes; jene bewegt, obwohl sanft, noch der Wunsch und die Scheu; aber diese ruhet fest und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große, schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenn' ich die Griechen und vergesse sie nie mehr!“\*)

Endlich unternahm Jean Paul in diesem Jahre auch noch eine Reise nach Weimar, und zwar um Wohnung dort zu machen für sich in der nächsten Zeit. Hauptsächlich die Sorge für seinen Bruder hatte ihn nach Leipzig geführt; dieser Sorge war er durch einen großen Schmerz überhoben worden, da ihn

---

\*) Wohl in Folge dieses Eindrucks nahm Jean Paul die griechischen Classiker wieder vor. „In diesem nordischen Winter, schrieb er an Thieriot, wurde mein Geist in Jonien und Attika erquickt; ich meine, ich las mit einer Wonne, wovon Ihnen Herder erzählen könnte, die Odyssee, die Ilias, den Sophokles, etwas vom Euripides und Aeschylus. Ilias und Sophokles ergriffen mich fast bei den Nerven; nach den letztern Gesängen der Ilias und dem Oedip zu Kolonos kann man nichts mehr lesen als Shakespeare oder Göthe. Sie wirken schön auf meinen Titan, aber nicht als Väter, sondern als Lehrer; nicht als plastische Form dieser Pflanze, sondern als reisende Sonnen.“

der Bruder — während des Ausflugs nach Dresden — heimlich verlassen, um nie wiederzukehren. Die „bruderlose Clause“ verleidete ihm Leipzig, dessen „leere, eingesunkne Gegend“ ohnehin keinen Reiz für ihn hatte. In Weimar ward er von Wieland, Herder mit herzlicher Freundschaft, selbst von Göthe mit „Verbindlichkeit und Freundlichkeit“ empfangen, und so schön war der Kreis, den man dort um ihn zog, daß er es für eine Thorheit hielt, außer ihm zu leben. Er kehrte daher bloß nach Leipzig zurück, um Abschied zu nehmen, und siedelte am 26. Oct. 1798 nach Weimar über, wo er am Markt bei dem Sattlermeister Kuhnhold eine heitere, bequeme Wohnung und gute, gefällige Leute zu seinem Empfange bereit fand, und wo er sich so behaglich fühlte, daß er sich sogleich daran gab, sein Leben zu schildern, aber freilich nicht sein zurückgelegtes, sondern sein künftiges, in seiner „Konjekturalbiographie.“

In Weimar erlebte Jean Paul beglückte Tage. Einen nicht geringen Theil dieses Glücks dankte er seinem häuslichen, nemlich seiner Hauswirthin, der guten rechtschaffenen Frau Kuhnholdin, die wie eine Mutter über all seinen kleinen Bedürfnissen wachte und sie vorsorglich befriedigte. Außer seinem Stübchen aber standen auch überall nur Liebe und Freude, ihn zu empfangen. Zwar hatten die Xenien damals einen Feuerbrand unter die Geister in Weimar geworfen und namentlich Herder und Göthe sich entfremdet; allein Jean Paul blieb unverfehrt, wenn er auch mit seinem Herzen auf Herders Seite stand. Im Umgang mit diesem, Wieland, der Frau v. Kalb, der Herzogin Amalia, Knebel, Böttiger u. A. feierte Jean Paul nur Seelenfesttage; dabei wuchs in ihm die schaffende Dichterkraft mächtig fort, und gab ihm eine Jugendheiterkeit, Lebens-

fülle und Frische, die, verbunden mit einer Freiheit von Banden, die sich in Leipzig allmählich enger, wenn auch sanft um ihn zu legen gedroht hatten, zu dem oft wiederkehrenden Ausruf bewogen: „Wahrlich! ich bin glücklich!“

Aus dieser harmonischen Stimmung, diesem seltenen Gefühl der Befriedigung ist das bereits erwähnte Werkchen (Briefe und bevorstehender Lebenslauf) hervorgegangen, das an Reichthum der Gedanken und Leichtigkeit der Bewegung, an Anmuth des Ausdrucks, an Wig, Laune und dem sanftesten Spiel zwischen Ernst und Scherz, mit einem Wort an Liebenswürdigkeit gewiß kaum seines Gleichen in unsrer Literatur hat.

Der erste Band des Titan ward nun auch vollendet und trat zugleich mit dem komischen Anhang ans Licht. Denn Jean Paul konnte es nicht über sich gewinnen, der einen seiner beiden Naturen allein das Wort zu geben, und wie er das „Kampanerthal“ nicht ohne die „Erklärung der Holzschnitte,“ die „Mußtheile für Mädchen“ nicht ohne „Jus de tablette für Mannspersonen“ in die Welt sandte, so mochte er seine Leser auch nicht in seine hohen italienischen Landschaften führen, ohne wenigstens einige niederländische Bilder an den Weg zu stellen.

Aber noch eine andere Kraft im Genius Jean Pauls, der wir nachmals die erhabensten und erhehendsten Worte an die deutsche Nation verdanken, tritt jetzt in ganzer Fülle hervor. Schon in den frühesten Regungen seines Geistes während der Schul- und Universitätsjahre sprach sich Enthusiasmus für das Fortschreiten menschlicher Bildung, für Freiheit und Selbstständigkeit der Völker und Individuen mit Entschiedenheit aus. Mit einer solchen Gesinnung war er nicht fähig,

müßiger oder kalter Zuschauer zu sein bei den großen Ereignissen der Zeit. Aber bei all seiner heißen Liebe zur Freiheit und deren Vorkämpfern, war er doch voll glühenden Zornes gegen die Ausgeburten der Revolution und ließ sich das klare prophetische Auge nicht blenden durch die funkelnden Irrlichter des Tags. Ein Denkmal seiner edlen und großartigen politischen Denkweise ist die kleine Schrift über den Tod der Charlotte Corday, die er auf die Veranlassung von Böttiger und Genz gegen Ende des Jahres 1799 abfaßte.

Nächst der Politik faßte ihn aber auch die Philosophie am Schreib-Arm. Durch Herders „Metakritik,“ die er im Manuscript mit ihm durchging; durch den Briefwechsel mit Jacobi und durch die Nachbarschaft von Jena war er ihr wieder nahegekommen. Die kantische Schule hatte sich, über die Absichten ihres großen Meisters hinaus, als einzig und unfehlbar ausgerufen und drohte mit Geringschätzung des Positiven, mit ihrem bloß negativen Verfahren eine alles reale Wissen vernichtende Verflachung der Geister. Aus ihr war der Fichtesche Idealismus hervorgegangen, der die Welt begrub, indem er sie zum Product des Ich, dieses selbst aber, und somit den Egoismus, transcendental machte. Jean Paul sah in dieser Lehre, ungeachtet aller Achtung vor ihrer folgerichtigen Durchführung, eine neue Verwirrung der Geister, ein trostloses Streben nach einem Nichts, das keinem äußern, keinem innern Auge sichtbar war. Die heiligsten Interessen der Menschheit, der Glaube an einen persönlichen Gott, freien Urheber und Erhalter der Welt, der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, d. h. als eines persönlichen, selbstbewußten Wesens, und die Liebe als Triebfeder des Universums: dieß war es, was er von der Philosophie forderte. Hier hatte er in Jacobi den unerschütterlichen

Fels erkannt, hier Herders rastlosen Kampf für die Wahrheit, der er huldigte; und so folgte er nun, da das Schicksal ihn mit beiden so eng verbunden hatte, dem natürlichen Rufe, der ihn auf den Kampfplatz rief. Schon in dem „Brieft an seinen künftigen Sohn Hans Paul“ trat er gegen die kritische Schule, natürlich bei allem philosophischen Scharfsinn, vornehmlich mit der ihm eignen Waffe der Laune und Satire auf. Noch entschiedener aber wandte er sich gegen das Haupt der Schule, gegen Fichte (den er übrigens persönlich hochachtete, ja dessen patriotische Tugenden er mit lyrischer Begeisterung pries), dessen philosophische Irrwege aufzudecken er den *Clavis Fichtiana* schrieb (14. Dec. 1799 bis 8. Jan. 1800).

Manche kleine Reisen wurden im Jahre 1799 ausgeführt. Nach Gotha zog ihn die liebenswürdige Familie Schlichtegroll, wo „San Paul“ (so nannten ihn die Kinder) immer mit lautem Jubel empfangen ward. Mit dem damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzog Emil August, der auch als Schriftsteller einen Namen zu erwerben suchte, entspannen sich erst später die engern Verhältnisse, aus denen der Briefwechsel hervorgegangen, davon ein Theil vor dem *Freiheitbüchlein* steht.

Von ganz besondrer Bedeutung für Jean Paul waren wiederholte Ausflüge nach Sildburghausen, wohin ihn zuerst der Brief einer Unbekannten gerufen, die ihm statt des Namens ihre silhouettierte Gestalt geschickt, „ein edles, tieffühendes, männlich festes, vom Schicksal verwundetes schönes Mädchen,“ Hofdame bei der Herzogin. Hier, nemlich am Hof, war Jean Paul ganz besonders gut aufgenommen. „Denke Dir, schreibt er an Otto, male Dir die himmlische Herzogin,

mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimmriße und einem Mutterherz; dann denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, und eben so gut; und die dritte, die Fürstin von Thurn und Taxis, welche beide mit mir an einem Tage mit den gesunden, frohen Kindern ankamen. Diese Wesen lieben und lesen mich recht herzlich und wollen nur, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen zu sehen. Ich bin auf Mittag und Abend immer gebeten. — Gestern habe ich vor dem Hofe auf dem Flügel phantasiert.“

Eine Folge dieses Besuches in Hildburghausen war, daß ihm der Herzog den Titel und die Rechte eines Legationsrathes verlieh; ferner, daß er den Titan den „vier Schwestern auf dem Thron“ widmete; endlich, daß aus der neuen enthusiastischen Freundin, wenn auch mit anfänglichem Widerstreben der Anverwandten, eine — Braut wurde. Es war ein Fräulein Caroline v. Feuchtersleben, deren schöne Seele Jean Paul innig und mit heiliger Verehrung geliebt, die ihm aber doch vom Schicksal nicht bestimmt war. In Ilmenau sollte die Verlobung gefeiert werden; Herder begleitete mit seiner Frau den Freund zu diesem wichtigen Fest und war entzückt, wie dieser. Aber bei näherer, besonnener Prüfung erkannten noch beide rechtzeitig den großen Abstand in Lebensgewohnheiten und Anforderungen, und entschlossen sich, wenn auch unter bittersten Schmerzen, spätern Enttäuschungen vorbeugend, das Band der Freundschaft dem Bunde der Liebe vorzuziehen. Die Verlobung unterblieb.

Aber Jean Paul war nun einmal erlesen, das weibliche Herz von allen Seiten und in allen Weisen kennen zu lernen.

Ungefähr um die ebengedachte Zeit empfing er einen anonymen Brief aus Belgard in Hinterpommern, der so anfängt:

„Si j'étois reine, l'auteur d'Hesperus seroit mon premier ministre. Si j'avois quinze ans et que je puisse espérer d'être sa Clotilde, je me croirais plus heureuse que d'être reine etc.“

Die Brieffstellerin war Frau v. Sydow, eine geborne Französin, Schriftstellerin und der deutschen Sprache soweit mächtig, um mehres von Jean Paul ins Französische übersetzen zu können.

Der Brief und die über denselben ausgegossene kindliche Unschuld und tiefe Empfindung nahmen den Dichter so für die Urheberin desselben ein, daß er in eifrigen Briefwechsel mit ihr trat und ihretwegen im Mai 1800 nach Berlin ging, um dort zwei Tage (länger konnte sie ihr Haus nicht verlassen) in ihrer Gesellschaft glücklich zu sein. „Meine Sydow, schrieb er von dieser Zusammenkunft an Otto, hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welches Weib! Südliche Naivetät bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge! Sie liebt' ich, wie Gott es haben will!“

Aber dieß war nicht der einzige Schatz, den er in Berlin hob. Von allen Seiten flogen ihm Kränze und Herzen zu. „Ich kenne keinen Schriftsteller älterer oder neuerer Zeiten (schrieb ihm Frau v. Gad, eine der geistreichsten Freundinnen Jean Pauls in Berlin, Verfasserin vorzüglicher Schriften über England und Portugal), der so allgemein von den Frauen geliebt wurde als Sie. Dieß anzuführen muß Ihr Biograph einst nicht vergessen.“ Noch ehe sie seine persönliche Bekanntschaft gemacht, hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben:

„Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten und womit besonders der Glanz unsers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachschuß bekam, gehört die Erscheinung des Jean Paul. Hier unter uns kennt ihn fast niemand, und diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehn und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftsteller-Menge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen, nicht unsrer Sprache allein, schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation; nichts Möglichen an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein, — als in einer ganz neuen, ihm nur eignen Sprache ein Jean Paul gehar- nischt auftritt und dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, niemand von einem so seltenen Manne Spuren gehabt; wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein; aber wohlthuend wie das Gestirn des Tages ist sein Verweilen.

Seine Schriften, die selbst von den geübtesten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eignen Gang und Ton. Die Natur ist sein Haus, die Weisen sind sein Spielwerk, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Geschaffnes in der offenbarten Welt ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinth des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört; und wie wir auch murren über die Arbeit, welche

er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wie wir muthlos still stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren scheinen: so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihn bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überschwänglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was noch kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat.“

Diese und ähnliche Worte waren nicht der Ausdruck einer individuellen Begeisterung; sie bezeichnen die allgemeine Stimmung, mit der Jean Paul überall in Berlin aufgenommen war, bei Männern und Frauen, bei Gelehrten und Staatsmännern und selbst am Hofe von Sanssouci wurden ihm Zeichen, wenn auch nicht feuriger, doch warmer Theilnahme und Anerkennung von der schönsten der Königinnen gegeben.

Der ganze Zuschnitt des Lebens in Berlin gefiel Nichtern ausnehmend, die Höhe und Allgemeinheit der Bildung, die schöne Gastlichkeit und Geselligkeit, die weitblickende Beurtheilung politischer Verhältnisse, Alles. „Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz,“ schrieb er an Otto, und rasch war sein Entschluß gefaßt, für den Winter dahin zurückzukehren.

Allerdings hatte zu diesem Entschluß noch ein besondrer Umstand mitgewirkt, der ihn an die wichtigste Entscheidung über seine Lebensverhältnisse führte. Viele Frauen und Mädchen hatte Jean Paul kennen gelernt, edle, feine, großherzige, anmuthige Seelen, alle entzündet von seinem reinen, reichen, hohen Geist und voll überströmender Liebe für ihn; aber die Sehnsucht seines Herzens, wie willig er sich auch immer von neuem einer Täuschung hingeeben, war unbefriedigt geblieben. Ja, fast umschlungen schon von den Rosenketten einer zartesten Neigung, hatte er einmal in Tharandt (Aug. 1798) neben dem Wesen, das er innig verehrte, in seine Briestafche eine

Anrede an seine künftige Geliebte geschrieben: „Unbekannte, Ungesehene! hier unter Tönen, neben den auf die Berge steigenden Schatten, in der Stille meines leeren Zimmers tritt Dein Bild, ach! der Wunsch Deines Bildes vor meine Seele. Ach! wie werde ich Dir einmal dieses geschwollene Herz, das jetzt sanfte Thränen drücken, öffnen! Wie werd' ich endlich einmal für alle meine innersten Worte, alle meine wärmsten Thränen das Wesen finden? O, wie will ich Dir, Dir Alles sagen! Die Töne werden mein Inneres zerschneiden, die Thränen werden mich erschöpfen, ich werde in Dein nasses Auge sehen und an Dich fallen und Dich anblicken, und Dich wieder umarmen. Ach! nur einmal, nur einmal, du Allliebender, schenke meinem lechzenden Herzen jene feurige Minute, die wie ein ewig glänzender Polarstern hoch über mir stand, und die ich nie erreichte!“

Diese Minute und alles ersehnte Glück mit ihr sollte Jean Paul in Berlin finden; die Stadt, die ihm für seine literarische Laufbahn den ersten Fußbreit Weges geschenkt, von wo der erste Klang der Bewunderung gekommen, sollte ihm auch die Liebe schenken.

Es war in der Dorf-Loge, wohin Jean Paul vom Consistorialrath Böllner eingeladen worden und wo er durch Zufall bei der Abendtafel neben die zweite Tochter des Obertribunalrath Maier, Karoline, zu sitzen kam. Die anfängliche Bangigkeit des Mädchens vor dem hochausgezeichneten Gast wurde bald durch die Milde und Freundlichkeit desselben verschucht, und nun sprach ein so inniges Vertrauen und eine so liebliche Unschuld aus jedem ihrer Worte, daß Jean Paul, offenbar davon betroffen, sich dem Vater vorstellen ließ und an einem der nächsten Tage das Haus desselben besuchte. Die Ueberraschung war so groß als die Freude, und Karoline

wußte beides im Enthusiasmus nicht besser auszudrücken, als daß sie dem geehrten Manne die Hand küßte; was freilich eine ernste Klüge des Vaters zur Folge hatte, und nachmals zu einem abgeschmackten Märchen die Veranlassung gab, das erzählt: „Jean Paul sei in einer Gesellschaft eingeschlummert; Karoline habe ihn mit einem Kuß geweckt und er habe ausgerufen: Diese soll es sein!“

Jean Paul war indeß heimisch geworden im Maierschen Hause; aber der Gedanke an seinen Besitz war in Karolinen so wenig erwacht, daß sie nach seiner Abreise von Berlin an ihre Schwester Spazier nach Dessau schrieb: „Ich glaubte, wir (nehmlich sie und ihre Schwestern) würden unglücklich sein, sobald wir von ihm getrennt wären, die beraubte Wirklichkeit würde schmerzlich uns von der idealen Höhe, zu der er uns erhoben hatte, herabziehen; allein ich fühle eine Kraft, einen Muth in mir, das Leben zu ertragen, wie niemals. Ich könnte sogar glücklich sein, ohne ihn je in diesem Leben wiederzusehen.“

Im October desselben Jahres (1800) kehrte Jean Paul nach Berlin zurück. Karoline war die erste, der er seine Ankunft und seinen Besuch meldete, und schon am 9. November war sie seine erklärte Braut. Jean Paul hatte einen eignen Aberglauben an die „Wunder des Dualismus,“ wie er ihn nannte. Ein bedeutendes Ereigniß mußte sich wiederholen, alsdann trat das Gegentheil ein. Wunderlich genug war es, daß das erste Mädchen, mit dem er sich in Hof (vorübergehend) versprochen hatte, Karoline hieß; die Braut in Hildburghausen gleichfalls; daß beide Verbindungen sich lösten und nur die mit der dritten Karoline Bestand hatte.

Seine auf den Bogen des Lebens herumschiffende Seele

hatte den Hasen gefunden und Ruhe; aber auch alle andern Erlebnisse in Berlin trugen dazu bei, den Aufenthalt ihm zu verschönern. Von Gelehrten sah er vornehmlich Fichte, der es in seinem Umgang gern vergaß, daß er's mit dem „Clavis-Schmid“ zu thun habe; Schleiermacher, Tieck, Bernhardt u. A. Von Frauen sah er, und zwar mehrentheils in engen, gemüthlichen Kreisen, die Gräfin Schlabernsdorf, Frau v. Bernhard, geb. Gad, Frau v. Boye, Frau v. Hastfer, Frau Herz u. Auch Julie v. Krüdenener war damals in Berlin und er öfter bei ihr. Ein ganz besonders freundschaftliches Verhältniß entspann sich zwischen Jean Paul und dem Bruder der Königin Luise, dem Erbprinzen Georg v. Mecklenburg, in dessen Gesellschaft sich die liebenswürdige und geistreiche Frau v. Berg (die Santa Carolina Gleims) befand. Kurz ein Kreis der edelsten, besten und ausgezeichnetsten Menschen umgab ihn und Alle waren glücklich mit ihm und durch ihn, und er ein Seliger unter ihnen.

Zu verwundern war es unter diesen Umständen, und bei der vielen Huld, die ihm die Königin schenkte, daß von Seite des Königs kein Zeichen der Werthschätzung gegeben wurde. Umsonst rief der alte Gleim: „Ist denn Keiner, der dem Könige sage: den Jean Paul Friedrich Richter müssen wir in Berlin festhalten! Er macht ihm Ehre, bringt uns Geld ins Land! Will denn Keiner ein Colbert sein? Kein Schulenburg? kein Bopß? kein Hardenberg? kein Maassen? Nicht auch die Königin?“ Keiner wollte, und Jean Paul, der selber schwerlich eingewilligt hätte in ein Verhältniß, das ihn an Berlin gebunden haben würde, erhielt vom König nichts als die Zusicherung einer Präbende, ein Versprechen das im Jahr 1805

wiederholt und dann, ohne je erfüllt worden zu sein, 1815 zurückgenommen wurde.

Der 27. Mai 1801 war der Tag der ewigen Verbindung Jean Pauls mit Karoline. Er war ganz und vollkommen beglückt. „Bruder, schrieb er an Otto, was die lauterste, quellenreinste, ewige Liebe gegen die Menschheit, nicht etwa bloß gegen mich ist, das lern' ich an meiner Karoline. Jeden Tag wachsen ihr mehr Flügel nach. Sonderbar besteht neben ihrer Anbetung des Ueberirdischen, der Poesie, der Uneigennützigkeit, der Natur, der vollendeten Resignation — (es gibt gar nichts, was sie nicht für mich oder auch für Andere thäte; mondenlange Mühe wär' ihr ohnehin nichts) — ihr Fleiß aus Pflichtliebe; erst mir zu Liebe liebt sie jetzt Kleider, die sie sich alle selber macht . . . . . Noch immer haben wir kein, auch nur kleines Erbittern gehabt; ich komme ganz aus meiner Bahn. Sie hat keinen Schmerz als den, daß sie nicht die Allerschönste und Allerklügste für mich sein kann. Ach! sieh sie! Was sind Worte? Du gehst gar nicht von ihrem Herzen weg. — Das Schönste in Deinem letzten Briefe ist ohnehin das Versprechen zu kommen. Karoline, diese Heilige im eigentlichen Sinn, diese Geduldige, Geschäftige und Liebende, wie ich nie nur dachte, ist selig von Deinem Versprechen. Ihr werdet Euch recht lieben und Du sollst freie und frohe Tage bei uns haben.“

Die Heimath aber, welche sich vorerst Jean Paul ausersehen, liegt in den anmuthigen fränkischen Bergen. Unmittelbar nach der Hochzeit zog er dorthin über Dessau, Weimar, wo er sich durch Herders Liebe und das gemüthliche Stübchen bei der guten Frau Kuhnholdin vierzehn Tage festhalten ließ, und Gotha, wo in Schlichtegrolls Hause offene Arme

der Glücklichen harrten, nach dem stillen, anmuthigen und vornehmlich im Frühlingschmuck unendlich reizenden Meinungen.

Nach den Auszeichnungen, die Jean Paul im Lauf der letzten Jahre erfahren, nach der begeisterten Huldigung namentlich, die ihm von den schönsten und ausgezeichnetsten Frauen dargebracht worden, wäre die Ehe ohne die felsenfeste Gewissheit einer ewigen, heiligen Liebe ein großes Wagniß gewesen. Aber Herder war beim ersten Anblick der jungen Frau in tiefster Rührung in die Worte ausgebrochen: „Ja, Sie sind, was er haben mußte; Sie brauchen nicht zu sprechen; man sieht schon alles!“ Jean Paul aber schrieb am 21. Juni d. J. an Otto: „Ich habe Dir wenig zu sagen, wenn Du nicht neben mir sitzt. An Zeit ist nicht zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich eben zufrieden bin; indeß bin ich wenigstens selig. Die Ehe hat mich so recht tief ins häusliche, feste, stille, runde Leben hineingesetzt. Gearbeitet und gelesen soll jetzt werden; das Verlieben kann ausgelegt werden. — Herder und sie wurden die Amorosi meiner Frau; die Herzogin Mutter, bei der sie aß, sagte zu meiner Beruhigung, ich sei ihrer gar nicht werth; Wieland schreibt, ich sei ein Günstling des Schicksals. Hier am Hofe gefiel sie Allen sehr. . . . Ich habe mit ihr weiter nichts in der Ehe gefunden, als was ich vorher vermuthete, daß man sich darin noch hundert Mal inniger und neuer liebt, als vorher.“ —

Und Jean Pauls Gattin schrieb an ihren Vater: „So glücklich als ich bin, glaubte ich nie zu werden. Jede Minute schlingt unsre Seelen fester in einander. Sonderbar wird es Ihnen klingen, wenn ich Ihnen sage, daß der hohe Enthusiasmus, der mich bei Richters Bekanntschaft hinriß, der aber

Hernach durch das Hinabsteigen in das reellere Leben verging, oder auch nur schwächer wurde, jeden Tag von neuem auflebt. Niemals kann ein Mißverständniß zwischen uns entstehen. Mein Gemüth wird durch Liebe und die höchste Güte so weich gestimmt und mein Sinn zur Tugend immer mehr erhoben, so daß ich nicht mehr an mir selbst verzage wie sonst. Wie könnte ich dem herrlichen Menschen, bei dem Liebe und Demuth allmächtig wirkt, einen eignen Willen gegenüberstellen! Gottlob! daß ich einen Mann habe, bei dem die eheliche Liebe den Weg durch die Moralität machen muß, dessen Uebergewicht ich so lebendig empfinde, dem ich aus Verehrung gehorsam bin, wie man der Tugend gehorsam ist, und der mich so liebt. Wir haben nichts mehr zu wünschen, als daß wir zu gleicher Zeit sterben.“

Und später: „Lassen Sie mich es immer wiederholen, daß wir jeden Tag glücklicher werden. Es ist nichts im Aeußern, noch im Innern, was uns stört. Jetzt über die Momente des Enthusiasmus weggehoben, wird man mir glauben — wie phantastisch auch mein Urtheil klingen mag — daß Richter der reinste, heiligste, gottähnlichste Mensch ist, der je gelebt. Könnten Mehre, wie ich, in sein Innerstes eindringen, wie viel höher würde man ihn achten! Ich habe Augenblicke — die wo ich ihn still anschau — wo ich vor seiner Seele knieend liege.“

Außer dem Haus waren die Verhältnisse Jean Pauls in Meiningen gleichfalls im hohen Grade befriedigend. Am Herzog hatte er einen Freund gewonnen, der ohne ihn fast nicht leben mochte und so sehr alle Schranken des Standes aufgehoben hatte, daß er sich sogar bei Richters mit zu Tische setzte und zum Ueberfluß sein Essen aus dem Schloß dazu holen

ließ. An dem Präsidenten Heim hatte Jean Paul einen Mann der umfassendsten Bildung und mit ihm die glücklichsten Stunden. Sonst war allerdings der Umgang etwas beschränkt und Richter fühlte bald den Mangel hinreichender Anregung von außen, vor allem aber den Mangel einer größern Bibliothek, so daß er nach einem Besuch in Koburg, im Octob. 1802, wo grad' in letztgedachter Beziehung vortrefflich gesorgt war, den Entschluß faßte, dahin überzusiedeln.

Jean Paul hatte während seines Aufenthaltes in Meiningen mehre kleine Reisen gemacht, nach Cassel, nach Baireuth, nach Hildburghausen, auch nach Weimar, wo indeß der edle Herder schon sichtlich seinem Ende zuging und ihm damit tief eindringende Schmerzen gab; auch hatte die Freundschaft des Fürsten zu manchen, wenn auch ergötzlichen, doch immer zeitraubenden Ausflügen in die schöne Umgegend geführt; und dennoch war er dabei außerordentlich fleißig. Vor allem wurde der Titan, von dem bei seiner Ankunft in Meiningen erst zwei Bände erschienen, gänzlich vollendet. Es ist ein schönes Zusammentreffen im Leben Jean Pauls, daß sein größtes und herrlichstes Werk, von dem er später sagen konnte, daß er darin „das Heiligste in seiner Brust anbetete, und daß ihn diese Idealität seines Innern nur zu stark ergriffe,“ aus der Stimmung der höchsten Befriedigung, aus dem Genuß der vollkommensten Erdenglückseligkeit (denn auch die ersten Vaterfreuden erlebte er in Meiningen am 20. Sept. 1802) hervorgehen durfte, und deutlich trägt es auch die Zeichen eines ganz harmonischen Daseins auf allen Blättern. In Berlin, unter dem Sonnenaufgang seiner Liebe, hatte Jean Paul den zweiten Band des Titan geschrieben (14. Nov. 1799 bis 10. Dec. 1800). Dazwischen fallen einige kleinere Werkchen: „das heimliche

Klaglied der jehigen Männer“ und „die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht;“ dazu der zweite komische Anhang zum Titan. Gleichzeitig begann Jean Paul auch bereits die „Flegeljahre“ (19. Apr. 1801), die er zuerst unter dem Titel „Geschichte meines Bruders“ herausgeben wollte. In Meiningen nun schrieb er (vom 19. Juni 1801 bis 17. Dec. d. J.) den dritten Band des Titan; dazwischen den „Tod in der andern Welt“ (steht im Ragenberger) und gab sich wieder an die Flegeljahre. Aufforderungen von allen Seiten um kleinere Gaben für Taschenbücher und Zeitschriften drohten ihm Zerspaltung seiner Kräfte; so sehr er sich auch dagegen wehrte, konnte er doch nicht allen Wünschen ein Nein entgegensetzen und viele köstliche Aufsätze verdanken wir diesen Bewerbungen. Obenan steht hier Gotta, der bald in sehr umfassender und hochehrender Weise die Thätigkeit Richters in Anspruch nahm. Vom 12. Aug. 1802 bis 21. Nov. d. J. wurde der fünfte Band des Titan geschrieben und das Ganze am 6. Dez. beendigt. Unmittelbar darauf wurden die Flegeljahre wieder aufgenommen und ohne Unterbrechung daran fortgearbeitet. Auffallend ist, daß mitten in diesem Feuer dichterischer Production Jean Paul schon an das Ende derselben dachte. Er schreibt in dieser Beziehung am 1. Febr. 1802 an Otto, daß er nach den Flegeljahren noch die „biographischen Belustigungen“ beendigen und Siebenkäsens Ehe mit Natalien schreiben wolle; dann nichts mehr als kritisierende und philosophische Arbeiten. Die biographischen Belustigungen waren auf einen großen, dem Titan verschwisterten Roman angelegt, und vieles ist dafür vorgearbeitet; auch für Siebenkäsens zweite Ehe sind der Plan und vielfältige Studien vorhanden; allein beide Arbeiten blieben

ungethan; dagegen folgte noch manch heiteres und erhebendes Werk auch außer den kritischen und philosophischen.

Was aber ganz besonders bei dem Rückblick auf diese reiche, rastlose Thätigkeit erquickt, ist, daß Jean Paul einen festen Boden für dieselbe unter sich, und daß er denselben durch seinen Genius allein und durch treues Festhalten an ihm sich errungen hatte, so daß er getrosten Muthes unterm 21. Juli 1802 an den Freund und Wohlthäter seiner Jugend, den Pfarrer Vogel in Arzberg, schreiben konnte:

„Ich habe durch meine zwanzigjährige Festigkeit endlich die Unabhängigkeit und das ganze gelobte Land erkämpft, das anfangs nur eine Wolke war, dann unter einer Lag, und endlich lebendig da ist.“

An den Aufenthalt in Meiningen knüpft sich noch die Erinnerung an zwei Männer, die, wenn sie nachmals literarischen Ruhm und Anerkennung gefunden, die ersten Wege dazu Jean Paul zu verdanken haben; diese beiden Männer waren J. G. Wagner und W. Kanne. Der letztre hatte sich, und zwar in großer äußerer Bedrängniß, unter dem erborgten Namen Walther Bergius mit einem Manuscript an Jean Paul gewendet um Rath, Hülfe und Geldunterstützung. Jean Paul hatte die eigne Leidenszeit noch zu frisch im Gedächtniß und das Talent und die Eigenthümlichkeit Kanne's lagen ihm so offen da, daß er (der Grundverschiedenheit ihrer Lebensansichten ungeachtet) für ihn that, was in seinen Kräften stand, und ihm außer augenblicklicher Hülfe auch einen Verleger für sein Manuscript verschaffte, das unter dem Titel „Kleine Handreise von W. Bergius“ bei Dienemann erschien. Daß Jean Paul später Kanne's „erste Urkunden der Geschichte“ mit einer Vorrede begleitete, ist bekannt.

Wagner, der liebenswürdige Verfasser der „reisenden Maler,“ des „A B C eines vierzigjährigen Fibelschützen“ u. konnte Jean Paul mit Recht einen Freund nennen, für den ihm die Namen „Wohlthäter, Vater, Bruder“ nicht voll genug klangen. Einsam auf dem Lande, mit überströmendem Herzen und quellender Phantasie, aber ungewiß über seinen Beruf zur Poesie, hatte er an Jean Paul vertrauend geschrieben, und durch ihn Muth zur Kunst, Gewißheit des Gelingens und selbst eine Stellung, wie er sie nur wünschen konnte (als Cabinet-Secretair des Herzogs) erhalten, die ihm Freiheit genug ließ, alle dichterischen Pläne zur Ausführung zu bringen.

Im Mai 1803 war Jean Paul nach Koburg übergesiedelt. Die großen Veränderungen in den europäischen Verhältnissen, welche durch das Ende der französischen Revolution, durch die Gründung einer neuen Alleinherrschaft in Frankreich und durch ihre Ausbreitung nach allen Seiten vorbereitet und herbeigeführt wurden, mußten auch in dem Leben eines Dichters Umwandlungen bewirken, welcher von Jugend an der Bewegung seiner Zeit gefolgt, und ihre Begeisterung für Freiheit im Denken und Handeln immer getheilt hatte. Wenn er daher an Otto schrieb: „Göthe war weitsichtiger als die ganze Welt, und verachtete den Anfang der Revolution so als wir das Ende,“ so spürt man etwas von der niederdrückenden Schwere der Erlebnisse und vom Herannahen der Macht, die bald alle Kräfte in Deutschland, nicht nur die poetischen, lähmen sollte. Und so konnte er wohl (1807) in sein Tagebuch schreiben: „Seit vier oder fünf Jahren hab' ich wohl aus und mit dem Herzen geschrieben, aber ich borgte nur aus dem Herzen den Stoff; und der Stoff und die Zeit waren

nicht die jetzigen.“ Dazu kam ein ungeheurer Schmerz, der tief in seine Seele schnitt und kalt wie eine Sonnenfinsterniß über seinen Himmel zog: Herders Tod. Er hatte ihn geliebt, wie keinen Andern, und war von diesem großen Menschen geliebt und erkannt worden, wie von keinem andern. Das Grab, das seine Hülle deckte, umschloß für ihn eine Welt von Liebe und Geist und warf einen dunkeln breiten Schatten über ihn und alle seine Freuden. Wohl hat er seiner Liebe und seinem Schmerz ein herrliches Denkmal gesetzt am Schlusse des Buches, womit er grade beschäftigt war, der Vorschule der Aesthetik, aber sicher dürfen wir annehmen, daß der Verlust Herders zu der veränderten Richtung in Jean Pauls Thätigkeit mitgewirkt habe.

Mit unsäglicher Lust hatte Jean Paul die „Flegeljahre“ zu schreiben begonnen. Das Glück, die Güte und die Thorheit einer wahren Dichterseele gegenüber dem Weltverkehr und Weltverstand zu schildern und durch alle Gefahren und Widerwärtigkeiten zum rechten Ziele zu führen und dabei sich in den behaglichen Niederungen des Lebens zu bewegen, in denen ein pensionierter General die höchste geographische Höhe bildet — alles dieß hatte die größten Reize für ihn, und einen großen Theil seiner Zeit während des Aufenthaltes in Koburg widmete er dem Ausbau dieses Romans; und dennoch verließ er ihn, und mit ihm vorläufig die Dichtkunst, um seine Kräfte auf ernste wissenschaftliche Untersuchungen, auf Werke philosophischen Inhalts zu lenken. Vor allem legte er in der „Vorschule zur Aesthetik“ seine Ansichten und Erfahrungen auf dem Gebiet der schönen Literatur nieder und begann die Vorbereitungen zu seiner „Levana,“ dem goldenen Buch der Erziehung. Ein eigenthümliches, zunächst nur komisches Er-

lebniß stellte auch das politische Tintenfaß auf seinen Schreibtisch.

Er hatte nehmlich dem Herzog Emil August von Gotha, mit welchem er schon seit lange in freundschaftlichem Verhältniß stand, die Aesthetik gewidmet. Der Herzog hatte die Widmung und die seiner Genehmigung unterworfenene Form derselben mit großer Freude angenommen; aber — die philosophische Facultät zu Jena, aus Machtvollkommenheit des ihr übertragenen Censor-Amtes, strich die Dedication, da sie ihr dem gegen Serenissimum unerläßlichen Kanzleystyl nicht gemäß zu sein schien. Es half auch nichts, daß Serenissimus sich besonders für die Dedication aussprachen: die Facultät hatte gesprochen und die Freiheit mußte der Weisheit weichen. Aber sie trat nur zurück, um mit der Geißel in der Hand wieder zu erscheinen. Jean Paul schrieb das „Freiheitsbüchlein,“ und gab in demselben seine Correspondenz mit dem Herzog und sein erstes energisches Botum für Preßfreiheit.

In Koburg wurde Nichtern ein Sohn geboren, der den Namen Maximilian erhielt, unter schönen Hoffnungen heranwuchs, aber dann im schönsten Jünglingsalter plötzlich starb.

Jean Paul hatte viel angenehme Verhältnisse in Koburg gefunden. Der Hof behandelte ihn mit gebührender Auszeichnung. Die alte Herzogin war geistreich, und die beiden noch unvermählten Töchter sehr liebenswürdig. Jeden Sonntag wurde er zur Mittagtafel geladen, der immer ein Concert, zuweilen ein Ball folgte, wo sich die schönen Prinzessinnen besonders reizend zeigten. Damals fand die Vermählung der nachmaligen Herzogin von Kent mit dem Fürsten v. Leiningen statt und Jean Paul mußte allen Hoffesten beiwohnen. Nun

vereinigte zu der Zeit Koburg mehre ausgezeichnete Gelehrte, oder sonst bedeutende Menschen, wie Ortloff, v. Thümmel, Truchseß v. d. Bettenburg, Prinz Louis und den alten östreich. Feldmarschall Prinz Friedrich. Auf eigenthümlich leidige Weise wurde Jean Paul durch den bekann- ten Streit zwischen Kretschmann und v. Wangenheim berührt. Kretschmann hatte ihn in seine glänzendsten und seine vertraulichsten Kreise gezogen, und sah in ihm eine feste Stütze in seiner durch seine bürgerliche Herkunft erschwerten Stellung dem Hofe gegenüber, und hatte durch sein Talent und seinen Geist Jean Paul sehr für sich eingenommen. Zu gleicher Zeit konnte der Enthusiasmus Wangenheims, die Fülle von Kräften und Fähigkeiten, die sich hier erschloß, nicht verfehlen, auf Richter einen tiefen Eindruck zu machen, und er erwiderte die dargebrachte Begeisterung mit warmer Gegenliebe. Als nun der Vernichtungskampf dieser beiden Männer, die sich mit gleichem Vertrauen an Jean Paul angeschlossen, ausbrach, kam letzter in eine für sein Gemüth unerträgliche Stellung. Dankbarkeit band ihn an Kretschmann, und doch zwang ihn die Rechtschaffenheit Wangenheims, für diesen öffentlich und selbst vor Gericht zu zeugen. Diese Verhältnisse mußten ihm den Aufenthalt in Koburg verleiden. Nur zwei Dinge fesselten ihn mit festen Banden: die äußerst reichhaltige herzogliche Bibliothek und die schöne Gegend. Diese verlor bei längerem Aufenthalt keinen der Reize, mit denen sie ihn beim ersten Besuch zum Wiederkommen und Bleiben gelockt hatte; namentlich hatte er für seine Lust, im Freien zu arbeiten, ein Plätzchen auf dem nahen „Adamiberg“ gefunden, und oft ganze Tage in den benachbarten Dörfern mit seinem wandernden Schreibtisch und der kleinen Familie zugebracht; — und doch wollte der

Wanderstab nicht ruhig im Winkel stehen, so lange der Kreislauf noch nicht beschlossen und Jean Paul noch nicht wieder vereinigt war mit dem Freunde, mit dem er zuerst hinaus getreten war auf den verhüllten Pfad, und an den sich fort und fort seine dichterischen und philosophischen und politischen Gedanken richteten, mit seinem Christian Otto in Baireuth.

## VI.

Baireuth. Politische Dichtkunst. Hausleben. Virecti. Charakterzüge.

1804 — 1813.

Der Umzug von Koburg nach Baireuth im November 1804 bildet einen entschiedenen Abschnitt in den äußern Lebensverhältnissen Jean Pauls. In Leipzig, Weimar, Berlin, in Meiningen und Koburg hatte er in der That nur wie ein Gast gelebt; nach Baireuth zog er wie in seine eigentliche Heimath. Die weiten grünen Auen, das sanfte Blüthenthal von Fantaisie, die reizenden Gartenanlagen der Eremitage hatte er schon vor Jahren für seinen „Siebenkäs“ durchstreift. Jede Stelle war ihm lieb geworden und vor allem theuer der Blick auf die blauen Fichtelberge, „hinter die seine Phantasie so gern zog und in deren Nebelwelt, auf deren Nebelrücken er sich eine neue Morgenwelt erbaute.“ Bald auch hatte er einige stille Plätzchen gefunden, wo er nach seiner Gewohnheit unter freiem Himmel arbeiten konnte, wie namentlich eine grüne, oben offene Laube im Garten des H. Kammerrath Mindel